



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoch zu Roß und tief am Boden.

ieten wieder in Main. Dort brachen wir früh 1/26 Uhr auf und suchten die von Mr. Young beschriebene Fahrstraße. Um 9 Uhr kamen wir über den Tjomo und nach einem langen Ritt über eine wasserlose Hochebene erreichten wir gegen Mittag den Acocolora, ein Nebenflüßchen des Tjomo. Gerade an der Stelle, wo unsere lechzenden Pferde ihren Durst stillen mußten, vertrocknete eine Wasserchlange unter einen Stein.

Auch wir mußten da unseren brennenden Durst einigermaßen verringern mit dem warmen Flußwasser, während etwas oberhalb Tingoos ihre Kleider wuschen. Wir sattelten ab und aßen unter den glühenden Strahlen der afrikanischen Sonne das Rosinenbrot, mit dem uns Mr. Young reichlich versehen hatte. Im Laufe des Nachmittags erreichten wir Zigudu und am Neujahrs-morgen Keilands. Wir hatten an vier aufeinanderfolgenden Tagen (Sonntag bis Mittwoch) 160 Kilometer im Sattel zurückgelegt.



Seht, was uns die „Bilderbuchtante“ aus Gemfeld für ein schönes Bilderbuch gemacht hat! (Schw. Domitilla)

Hoch zu Roß und tief am Boden.

Von Schwester M. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Ezenstochau. — Mit vieler Freude denke ich noch heute an meinen Besuch bei der „Königin der Engel“ auf dem Umschlabeni-Berge. Es war ja alles so schön, so hochinteressant gewesen, der flotte Ritt im schönsten afrikanischen Hochsommer, das schmucke Kirchlein und seine idyllische Umgebung, die braven, fleißigen Schulkinder, kurz alles weckt die schönsten Erinnerungen in mir wach.

Muß man aber, wie unsere liebe Schwester Domitilla, Tag für Tag da hinauf, Sommer und Winter, auch bei Sturm und Regen, da verliert so ein Missionsritt bedeutend an Reiz und schwärmerischer Poesie. Anfangs hatte die Schwester ihre liebe Not, ein passendes Kößlein zu bekommen. Zu Fuß konnte sie doch nicht Tag für Tag den weiten Weg machen, dazu mußte sie noch über den zeitweilig recht gefährlichen Umsimkulu-Fluß. Da hieß es also reiten. Nun waren aber

auf der Station nur zwei gut eingebrochene Reitpferde; diese aber benötigte der Hochw. P. Superior und Vater Thomas. Denn da gilt es oft entfernte Katedresstellen zu besuchen oder stundenweit entlegene Kraale, wo gerade irgend ein Kranker oder Sterbender liegt. Wohl war noch ein drittes Kößlein da, ein junges prächtiges Tier, aber noch wild und mutwillig, das selbst einem geübten Reiter zu schaffen machte.

Not bricht Eisen, heißt es; die Schule mußte gehalten werden, zu Fuß konnte die Schwester nicht gehen, ein anderes Pferd war nicht da, und so entschloß sich denn die Schwester, das mutige Kößlein zu besteigen. Sie tat's mit Bangen. Schon der Name des Tieres, „Whisky“ (Branntwein), hatte für sie etwas Ominöses, Unheilverkündendes. Bis über den Fluß ging Jim, der Stalljunge, mit. Bis dahin ging alles gut. Dann aber, als sich der lose Whisky mit seiner Last allein fühlte, fing er an, allerlei Streiche und Kunststücke zu machen, bald tänzelte er im Kreise herum, stellte sich auf die Hinterfüße, schlug mit allen Vieren aus und begann dann einen so rasenden Galopp über Stock und Stein, daß dem armen, zitternden Schwesterchen, das sich nur mit Aufbietung aller Kräfte im Sattel halten konnte, Hören und Sehen verging. Dann stand er wieder still und war minutenlang weder durch Güte noch durch Liebe vorwärts zu bringen; kurz, die Schwester hatte mit dem widerspenstigen, wilden und zügellosen Pferd ihre liebe Not und dankte aus innerstem Herzen dem lieben Gott, als sie endlich mit heiler Haut bei ihrer Schule ankam. Ganz gebrochen, steif und wie gerädert kniete sie eine gute Weile im stillen Missionsküchlein, und begann dann, so gut es eben ging, mit den schwarzen Kinderchen, die sie herzlich bedauerten, ihre Schule.

Nach beendigtem Unterricht führt ein größerer resoluter Knabe den feurigen Whisky wieder herbei. Die Schwester will mit bangem Herzen aufsteigen, doch das scheue, mutwillige Tier will dies um keinen Preis dulden und rennt beständig im Kreise umher. Da wirft sich der Kaffernjunge, ein geübter Reiter, aufs Pferd. Im Nu jagt er mit ihm dahin, als gings der Hölle zu; bald sah man nichts mehr als eine mächtige Staubwolke, in der Roß und Reiter verschwand. Jammernd eilte die Schwester zu Fuß hindrendrein. Endlich gelang es dem Kaffernjungen, das Pferd insoweit zu meistern, daß ihn die Schwester wieder einholen konnte; allein von einem Wiederauffitzen konnte keine Rede mehr sein, sie mußte den weiten Weg von zwei Stunden zu Fuß machen und fühlte sich total erschöpft, als sie endlich wieder in Ezenstochau ankam. Hoch zu Roß war sie ausgezogen, und schön demütig zu Fuß kam sie heim. Ihre Augen waren umflort, doch zwang sie sich zu einem freundlichen Lächeln.

Als sie ihr Abenteuer erzählte, waren alle darüber einig, daß sie das wilde Pferd nicht mehr besteigen dürfe; denn da hätte man ja jeden Tag das größte Unglück befürchten müssen. Bruder Beatus, der Schaffner von

Czenstochau, machte sich also auf die Suche, für die Schwester ein geeignetes Pferdchen ausfindig zu machen. Er wollte zunächst bloß eines zu *l e i h e n* nehmen und zwar bei den benachbarten Kaffern. Allein da hatte es auch überall einen Haken. So ein Kaffergaul hat in der Regel seine eigenartige Schule durchgemacht; denn der Schwarze reitet meist ohne Sattel und zieht seinem Köhlein statt eines Zügels einfach einen Grasstrich durchs Maul. Die Schwester verstand sich aber auf solche Künste nicht; sie brauchte vor allem ein ruhiges, sanftes, leichtlenkbares Köhlein. Endlich glaubte der Bruder das rechte gefunden zu haben und führte es im Triumph nach Haus! —

Ich konnte nicht umhin, den Gaul persönlich in Augenschein zu nehmen, als Schwester Domitilla am nächsten Morgen wieder nach ihrer Schule ritt. Da stand es. Nun, das Eine mußte ihm sein größter Feind nachrühmen: ein *D u r c h g ä n g e r* war es nicht. Du lieber Himmel, wie sah der arme Gaul aus! Uralt und knochendürr, mit eingefallenem Rücken und zahnlosem Maul stand er vor uns da, das getreue Abbild der seligen Kofinante, die einst der Ritter Don Quixote de la Mancha geritten. Er schien in seinem Leben nie gestriegelt und geputzt worden zu sein, und die spärliche, altersgraue Mähne hing ihm wie eine Trauerweide vom Halse.

„Schwester,“ tröstete ich die enttäuschte Lehrerin, „da brauchen Sie das Durchgehen und Herunterfallen nicht zu fürchten; eher könnte sich des Dichters Wort erfüllen:

„Dem Köhlein war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähne tragen.“

Ich streichelte und tätschelte die gute Kofinante und gab ihr die schönsten Kosenamen, die mir nur immer einfielen; doch ich fand dafür leider nur wenig Verständnis. Der alte Gaul ließ nach wie vor den Kopf hängen und würdigte mich mit seinen triefenden, halbblinden Augen keines Blickes.

Nun saß Schwester Domitilla auf. Die Mähne rührte sich nicht und es bedurfte der Nachhilfe einer Gerte, bis sie sich endlich schön langsam, Schritt für Schritt in Bewegung setzte. So trabte und stolperte sie fort, und die gute Lehrerin war jedenfalls unschuldig, wenn heute nicht zur rechten Zeit die Schule begann. — Spät abends kam Schwester Domitilla heim. Sie war abermals recht müde, denn aus Mitleid mit dem armen Tier war sie meist zu Fuß gegangen und hatte die fast erblindete Alte mühsam über die rauhen Bergpfade geführt. Immerhin war ihr die gute Kofinante — der Name ist ihr fortan geblieben — noch bedeutend lieber als der wilde, trotzige Whisky. Hier war doch der Ritt, oder besser gesagt, der Gang nicht mit solch' halbschweren Kunststücken verbunden.

So ging es mehrere Tage fort. Da ging eines schönen Nachmittags, während die Schwester in ihrer Schule am Umschlabeni-Berg weilte, unter Blitz und Donner eines jener schrecklichen Gewitter nieder, wie sie in Afrika so häufig sind. Zuletzt mußte Schwester Domitilla mitten im Regen den Heimweg antreten; bald war sie bis auf die Haut durchnäßt; doch das wäre noch das Wenigste gewesen, aber der arme Gaul! — Er schien in dem Blitz und Sturm und Regen vollends total erblin-

det zu sein. Dazu war der steinige Pfad so glatt und schlüpfrig geworden, daß er beständig ausrutschte. Das war in der Tat ein schwerer Gang, den die gute Lehrerin wohl Zeit ihres Lebens nicht vergessen wird. —

Nur noch einmal wurde die alte Kofinante in Dienst genommen. Als nämlich die Schwester am nächsten Morgen wieder den Umschlabeni-Berg hinaufritt, legte sich das todmüde Köhlein einfach auf den Boden nieder und war fast nicht mehr in die Höhe zu bringen. Als Bruder Schaffner das hörte, beeilte er sich, den Gaul



Eine südafrikanische Vogelscheuche in einem Amabele-Feld.

seinem Eigentümer wieder zurückzustellen. Lieber, dachte er, kriecht er bei jenem, als bei mir, sonst könnte der Kaffer noch einen bedeutenden Schadenersatz dafür verlangen.

Was nun? Die Schule bei der „Königin der Engel“ durfte nicht geschlossen werden, und zu Fuß konnte die Lehrerin, wie gesagt, den weiten Weg nicht Tag für Tag machen. Diesmal half ein benachbarter Engländer aus. Er hatte ein schönes, junges Köhlein, ein *D a m e n r e i t p f e r d*, das seine Frau und seine Töchter gerne benützte. Doch wir kennen unsern „Betboy“ schon. Schwester Domitilla hat ihn damals geritten, als ich sie mit meiner „Nelly“ zu ihrer

Schule begleitete. Wetboy hat in der Tat alle guten Eigenschaften, die man nur immer von einem Reitpferd verlangen kann. Er ist flink und sicher im Schritt, dabei willig und lenksam und gehorcht aufs Wort. Anfangs wurde er uns nur geliebt, da er sich aber so vorzüglich für seinen Zweck eignete, nahm man keinen Anstand, ihn käuflich zu erwerben.

Nun war der guten Schwester Domitilla geholfen! Sie fühlte sich überglücklich, nach den vorausgegangenen Abenteuer und Strapazen endlich ein ruhiges, sicheres Pferdchen gefunden zu haben. Hoch zu Ross reitet sie jeden Morgen zur Missionsstation hinaus, durchquert den Umsimfulu und erklimmt die steilen Gebirgspfade des Umschlubeni-Berges, wo oben auf der Höhe schon die schwarzen Schulkinderchen auf sie warten. So tut sie Tag für Tag, im Sommer und Winter, bei Regen und Sonnenschein, nicht zum bloßen Pläster, denn das Vergnügen ist wahrlich oft gering genug, sondern aus treuer Pflichterfüllung im heiligen Glauben, aus reiner Liebe zu Gott und den unsterblichen Seelen. Was kann es auch Edleres und Schöneres geben, als unschuldige Kinderhergen, Jesu, dem göttlichen Kinderfreunde, zuzuführen?

(Fortsetzung folgt.)

Dambuza, der Jubilar.

Von Br. Gerold Keller.

Czenstochau. — Unsere Missionsstation Czenstochau steht gegenwärtig im Zeichen der Jubiläen. In den beiden letzten Nummern des „Bergitzmeinnicht“ berichteten wir vom 25jährigen Gründungsjubiläum unserer Station, sowie von der Jubelfeier der beiden Brüder Eduard und Sebastian; heute aber möchten wir unsern geehrten Lesern von einem dritten Jubilar erzählen, einem Schwarzen, Dambuza mit Namen, der jüngst ein Jubiläum ganz eigener Art feiern konnte, worin er nicht leicht seinesgleichen haben dürfte, nämlich das 25jährige Jubiläum seines Katechumens.

Wie kam es doch, daß er gar solange auf die heilige Taufe warten mußte? Denn in der Regel dauert die Zeit des Katechumenates nicht länger als 3 bis 5 Jahre. Der Gründe waren mancherlei; doch wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen, sondern alles schön der Reihe nach erzählen.

Dambuza Dshadhla (sprich Dambuza Dshadhshla) wohnte früher in Mariannahill. Im Kraale seines Bruders wurde von unsern Missionaren katechetischer Unterricht erteilt, dem er mit seinen Verwandten wiederholt beiwohnte. Sein Bruder ist längst getauft, und sogar sein uraltes Mütterchen, das nicht nur eine Menge von Kindern, Enkeln und Urenkeln um sich sah, sondern sogar die Kinder ihrer Urenkel lieben und Herzen durfte, war zuletzt auf den Namen „Magdalena“ getauft worden. Er selbst aber wurde 70 Jahre und darüber alt, ging mit seinen silberweißen Haaren 25 Jahre lang zum sonntäglichen Gottesdienst und zur Katechese, hatte christliche Kinder und Kindeskinde, und erfreute sich obendrein des besonderen Wohlwollens seitens der Missionare, und dennoch konnte der herzensgute, allgemein geachtete Mann nicht getauft werden. Die Gründe werden wir bald hören.

Vor mehr als 25 Jahren trennte er sich von seinem Bruder in Mariannahill und zog mit seiner Mutter und seiner ganzen großen Familie hinauf in die Amabaca-Reserve am Inquanguane-Fluß und gründete daselbst,

etwa eineinhalb Wegstunden von unserer jetzigen Missionsstation Czenstochau entfernt, in einer engen Talschlucht, ein neues Heim. Er war ein heller Kopf und wollte in seinen alten Tagen noch lesen und schreiben lernen. Daher besuchte er mit seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern ein volles Jahr hindurch die protestantische Schule im benachbarten Esiqingini. Zum Schreiben brachte er es allerdings nicht mehr, dazu waren seine Finger schon zu steif, doch lernte er mit der Zeit noch fließend lesen.

Bald darauf hörte er, es hätten sich in der Nähe die Ama-Roma niedergelassen und die Missionsstation Czenstochau gegründet. Sofort schloß er sich nun diesen an, zumal, da die protestantische Lehrerin Laurentia ebenfalls konvertierte und zur katholischen Kirche übertrat. Den Hochw. P. Superior Gerard Wolpert, unsern jetzigen Abt, kannte er schon von Mariannahill her, weshalb er ihn ersuchte, in seinem großen Kraal katechetischen Unterricht zu erteilen, eine Bitte, die jener natürlich mit Freuden erfüllte. Bis auf den heutigen Tag wird in Dambuzas Kraale Woche für Woche Religionsunterricht erteilt. Seine jüngeren Kinder aber (etwa ein halbes Duzend) schickte er in die Missionschule nach Czenstochau, wo sie bald durch ihren Fleiß und ihr musterhaftes Betragen die Freude des Missionars wurden. Jetzt sind die meisten von ihnen christlich verheiratet, und ihre Kinder besuchen bereits die Tageschulen von Czenstochau.

Dambuzas Kraal war also zu einer Art religiöser Schule geworden. Er nahm es damit sehr genau. In den Tagen, an welchen bei ihm Katechese gehalten wurde, schickte er seine Leute schon in aller Frühe aufs Feld, damit die nötige Arbeit fertig wäre, wenn der Unterricht beginne. Sah er dann den P. Missionar oder den Katecheten von ferne kommen, so rief er mit seiner urkräftigen, weithin schallenden Stimme von allen benachbarten Kraals die Christen und Katechumenen zusammen, so daß in der Regel schon alles versammelt war, bis jener ankam. Oft brachte er auf diese Weise 40 bis 50 Erwachsene nebst etlichen 20 bis 30 Kindern zusammen. Am nötigen Ansehen fehlte es ihm nicht, denn er war Doktor und Heilkünstler, mit dem es niemand verderben wollte. Seine eigenen Kinder und Enkel aber wußten aus Erfahrung, daß jede Nichtbeachtung eines Befehles mit strenger Strafe geahndet wurde.

Bei all dem ging Dambuza selbst mit dem schönsten Beispiel voran. Er wohnte trotz seiner hohen Jahre jedem Unterrichte bei, konnte bald alle Gebete fließend und fehlerfrei aussagen und hatte die wichtigsten Katechismusfragen besser inne, als manches Schulkind. In seinem Kraal wurde das Morgen- und Abendgebet Tag für Tag gemeinschaftlich gebetet, und die beim Religionsunterricht gehörten Glaubenswahrheiten wurden mit großem Eifer gegenseitig besprochen. Jeden Sonntag, auch bei ungünstiger Witterung, sah man den alten Dambuza mit seiner ganzen großen Familie zum Gottesdienst nach Czenstochau wandern, obgleich der Weg auf rauhen, steinigen Fußpfaden über einen hohen Berg führte und man fast zwei Stunden zu gehen hatte. Dabei war er sowohl, wie jedes der Seinigen höchst wohl-anständig auf christliche Art gekleidet, und niemand, der die frommen Kirchenbesucher sah, hätte geglaubt, daß es noch Heiden oder wenigstens erst Katechumenen seien.

Und dennoch, wie gesagt, mußte Dambuza volle 25 Jahre auf die hl. Taufe warten. Wie kam das? Der Hauptgrund war seine Vielweiberei. Er hatte